

(Nachdruck verboten.)

58]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nexö.

Jetzt war „die Kraft“ am Ziel, er hatte die Hand zum Griff ausgestreckt, plötzlich wurde er von einer unsichtbaren Hand von der Lunte weggehoben, schwebte sanft hintenüber durch die Luft wie ein Ballonmensch und fiel auf den Rücken. Das Dröhnen ließ auf einmal alles verschwinden. Als die letzten Brocken gefallen waren, liefen sie hinab; „die Kraft“ lag ausgestreckt auf dem Rücken und sah ruhig zum Himmel empor. Die Mundwinkel waren ein wenig blutig und aus einem kleinen Loch in dem einen Ohr sickerte das Blut heraus. Die beiden Betrunknen hatten keinen Schaden genommen. Sie erhoben sich ganz verwirrt ein paar Schritte hinter dem Explosionsort. „Die Kraft“ wurde in die Scheune getragen und während nach dem Arzt geschickt wurde, riß Emil einen Felsen von seiner Bluse und goß Brantwein darauf, den legten sie ihm hinter das Ohr. Er schlug die Augen auf und schloß sie wieder. Sein Blick war so Aug, daß jeder wußte, er hatte nicht mehr lange zu leben. „Es riecht hier nach Schnaps“, sagte er, „wer spendiert einen Schluck?“ Emil reichte ihm die Flasche und er leerte sie. „Es schmeckt doch gut“, sagte er leise. „Nun habe ich, ich weiß nicht wie lange, keinen Brantwein angerührt, aber was hilft das alles. Der arme Mann muß Brantwein trinken, sonst taugt er zu nichts. Es ist kein Spaß, ein armer Mann zu sein! Eine andere Rettung gibt es nicht für ihn. Das habt Ihr bei Ström und Olsen gesehen. Betrunkene kommen niemals zu Schaden. Sind sie wohl zu Schaden gekommen?“ Er versuchte den Kopf aufzurichten. Ström trat vor. „Hier sind wir“, sagte er mit heiserer Stimme, „aber ich würde viel dafür geben, wenn wir beide in die Hölle gereist wären, statt daß dies geschehen mußte. Niemand von uns hat es gut mit Dir gemeint, Du!“ Er streckte die Hand aus. Aber „die Kraft“ konnte die seine nicht erheben. Er lag da und starrte zu dem durchlöcherten Strohdach empor. „Es ist zwar hart genug gewesen, zu den Armen zu gehören“, sagte er, „und gut, daß es vorbei ist. Aber Ihr seid mir keinen Dank schuldig. Warum soll ich Euch wohl im Stich lassen und das Ganze selbst für mich nehmen? Sieht das „der Kraft“ ähnlich? — Freilich war der Plan mein! Aber hätte ich ihn allein ausführen können? — Nein, behaltet nur alles Geld. Ihr habt es redlich verdient. „Die Kraft“ will nicht mehr haben, als irgendein anderer, wo wir doch alle gleich viel gearbeitet haben.“ Mit Mühe erhob er die Hand und machte eine großmütige Bewegung.

„Ach, er glaubt, daß er der Hafenbaumeister ist“, sagte Ström, „er redet irre. Ob ihm nicht ein kalter Umschlag gut tun würde?“ Emil nahm den Eimer, um frisches Wasser zu holen. „Die Kraft“ lag mit geschlossenen Augen und einem schwachen Lächeln da, er glich einem Blinden, der lauscht. „Wißt Ihr wohl noch“, sagte er, ohne die Augen zu öffnen, „wie wir gearbeitet und gearbeitet haben und doch kaum das tägliche Brot schaffen konnten? Die Großen saßen da und fraßen alles auf, was wir hervorbringen konnten; wenn wir das Werkzeug niederlegten und unseren Hunger stillen wollten, war da nichts. Unsere Gedanken stahlen sie, und hatten wir eine hübsche Braut oder eine junge Tochter, so konnten sie auch die gebrauchen, selbst unsere Krüppel verschmähten sie nicht. Aber jetzt ist das vorbei und wir wollen uns freuen, daß wir es erleben; es hätte ja noch lange dauern können. Mutter wollte es auch gar nicht glauben, als ich ihr erzählte, daß die bösen Tage bald vorüber wären. Aber nun seht einmal: Bekomme ich nicht ebensoviel für meine Arbeit, wie der Doktor für seine? Kann ich nicht meine Frau und Tochter halten und Bücher haben und mir ein Klavier hinstellen so wie er? Ist es nicht auch etwas Großes, der Hände Arbeit zu verrichten? Karen hat jetzt Klavierstunden, das habe ich mir immer gewünscht, denn sie ist schwach und kann keine harte Arbeit vertragen. Ihr sollt nur mit nach Hause kommen und sie spielen hören! Sie faßt so leicht auf! Armer Leute Kinder haben auch Talente, bloß daß keiner es beachtet.“

„Herr Gott, wie er redet!“ sagte Ström weinend. „Es ist ja beinahe, als wenn er Delirium hätte.“

Pelle beugte sich über „die Kraft“ hinab. „Jetzt solltest Du klug sein und schweigen“, sagte er und legte ihm etwas Kaffee auf die Stirn. Das Blut sickerte schnell hinter den Ohren des Verwundeten hervor.

„Laß ihn doch reden“, sagte Olsen. „Er hat ja jetzt seit Monaten kein Wort mehr gesprochen und hat wohl das Bedürfnis, sich mal zu reinigen. Lange macht er es wohl auch nicht mehr!“

Jetzt bewegte „die Kraft“ die Lippen nur noch schwach, das Leben blutete langsam aus ihm heraus. „Bist Du naß geworden, kleine Karen“, murmelte er. „Ach was, das trocknet ja wieder! Und nun geht es Dir gut, nun kannst Du nicht klagen. Ist es fein, ein Fräulein zu sein? Sag mir nur alles, was Du Dir wünschst. Wozu auch bescheiden sein? Wir sind es lange genug gewesen! Handschuhe für die entzwei geschneerten Finger, ja ja! Aber da mußt Du mir auch etwas vorspielen. Spiel das schöne Lied: Von der frohen Wanderung durch das Erdenland, das von dem tausendjährigen Reich!“

Leise fing er an, mitzusummen; er konnte den Kopf nicht mehr zum Takt bewegen, da zwinkerte er mit den Augen; und nun brach sich sein Summen Bahn und ward zu Worten.

Irgend etwas zwang die andern unwiderstehlich, mitzusingen; vielleicht war es der Umstand, daß es ein geistliches Lied war. Pelle führte mit seiner klaren Stimme an; er war auch der, der die Worte am besten auswendig wußte:

Schön ist die Erde,
Kräftig ist Gottes Himmel,
Schön ist der Seele Pilgergang,
Durch die lieblichen Reiche auf Erden
Gehen wir zum Paradies mit Gesang.

„Die Kraft“ sang immer stärker, als wolle sie Pelle überlöhnen. Sein einer Fuß war in Gang gekommen und trat nun den Takt. Er lag mit geschlossenen Augen da, wiegte blind den Kopf zum Gesange und glich jemandem, der bei einer umnebelten Orgel den letzten Senf dazu geben muß, ehe er unter den Tisch gleitet. Das Blutwasser lief ihm aus den Mundwinkeln.

Zeiten sie kommen,
Zeiten sie rollen,
Mensch auf Mensch geht den Erbangang,
Nimmer verstummen,
Töne vom Himmel,
In der Seele frohem Pilgergesang.

„Die Kraft“ verstummte, sein Kopf hing auf die eine Seite nieder; im selben Augenblick schwiegen auch die andern.

Sie saßen im Stroh und starrten ihn an. Sein letztes Wort hing noch in ihren Ohren, wie ein törichter Traum, der sich wunderbarlich mit dem Siegesklang des Liedes vermischte. Sie fühlten alle dieselbe stumme Anklage des Toten und richteten sie in der Unheimlichkeit des Augenblicks gegen sich selber.

„Ja, wer weiß, wozu man es hätte bringen können“, sagte ein zerlumpter Bursche und laute grübelnd auf einem Strohhalm.

„Aus mir wird doch nie etwas“, sagte Emil misshütig. „Mit mir ist es immer zurückgegangen. Ich war in der Lehre und als ich Geselle wurde, gaben sie mir einen Fußtritt; ich hatte fünf Jahre meines Lebens vertrödelt und konnte nichts. Pelle, der wird schon vorwärts kommen.“

Verwundert erhob Pelle den Kopf und sah ihn verständnislos an.

„Was nützt es wohl, wenn ein armer Teufel versucht, in die Höhe zu kommen, er wird doch nur wieder heruntergestoßen“, sagte Olsen. „Seht nur mal „die Kraft“ an. Hatte wohl irgend jemand größere Anrechte als er? Nein, die Großen erlauben nicht, daß wir andern in die Höhe kommen!“

„Und haben wir selbst es vielleicht erlaubt?“ murmelte Ström. „Wir sind immer bange, wenn einer von unsern eigenen Leuten an uns vorüberfliegen will.“

„Ich verstehe nicht, daß nicht alle Armen gegen die andern zusammenhalten, wir leiden doch denselben Schaden.“

sagte Bergendal. „Wenn wir alle uns zusammentäten und nichts mit denen zu tun haben wollten, die uns zum Beispiel Uebles wollen, dann würde es sich schon zeigen, daß die Armut zusammengenommen das ist, was den Wohlstand der andern ausmacht. Damit sind die, wie ich jetzt gehört habe, anderswo beschäftigt.“

„Wir werden aber nie im Leben über irgend etwas einig,“ sagte ein alter Steinhauer trübselig. „Nein, wenn uns bloß einer von den Herren ein bißchen im Nacken kratzt, dann rollen wir ihm gleich vor die Füße und lassen uns auf unsere Eigenen losheken. Wären wir alle wie „die Kraft“, dann hätte am Ende alles anders ausgesehen.“

Sie schwiegen und sahen da und sahen den Toten an; es lag etwas wie eine Abbitte in der Haltung eines jeden einzelnen Mannes.

„Ja, das kommt spät!“ sagte Ström mit einem Seufzer. Dann griff er in das Stroß hinein und holte eine Flasche hervor. Dieser oder jener saß noch da und arbeitete mit etwas herum, was vielleicht gesagt werden sollte; aber dann kam der Doktor und sie zogen sich in sich selbst zurück. Sie nahmen ihre Bierflaschen und gingen wieder an ihre Arbeit.

Schweigend sammelte Belle seine Habeligkeiten zusammen und ging dann zum Vorarbeiter und bat um seine Abrechnung. „Das kommt ja plötzlich,“ sagte der Vorarbeiter, „Du warst ja jetzt so gut in Gang gekommen; was willst Du denn nun anfangen?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Bronze in der Pfahlbauzeit.

(Schluß.)

Wo freilich die weittragende Erfindung gemacht worden ist — ob einmal, ob nach dem Gesetz gleicher Wirkungen aus gleichen Ursachen mehrfach — davon wissen wir wieder nicht das mindeste. In den letzten Ausgängen der Bronzeperiode, obwohl schon mit Eindringen des Eisens, sah von oben noch die homerische Zeit. In Mexiko (dessen Zusammenhang mit der Ostkultur allerdings noch ganz dunkel ist) blühte noch reine Bronzezeit ohne jede Spur von Eisen, als die Spanier des Cortez hinkamen. Die Anfänge aber liegen überall dunkel. Sicher wird man sich doch eine Gegend (oder Gegenden) dabei denken, wo auch Zinnstein vorkam. Dieses Gestein ist aber ein wahrer Sonderling in seiner Verbreitung. An bestimmten Stellen taucht es plötzlich mächtig auf, um dafür weitesten Zwischenräumen ganz zu fehlen, wahre mineralogische „Inseln“ bildend im ungeheuren Plan der anderen Bestandteile unserer Erdrinde. Eine solche „Zinninsel“ liegt z. B. in Hinterindien, eine andere endlos davon entfernt in unserem Erzgebirge und wieder eine in Cornwall in England. Das gibt schon einen Spielraum ursprünglicher Möglichkeiten, so breit wie die ganze altweltliche Kultur. Gewiß wieder ist aber, daß auf ihrer Höhe die Bronzezeit sich weit auch von diesen Zinninseln fort über das an sich zinnfreie Zwischenland ausbreitet hat. Das läßt auf Handelsverbindungen schon damals schließen. Und zwar wurden offenbar nicht nur schon fertige Bronzewaffen so von Volk zu Volk in Tausch und Kauf weitervertrieben, sondern überall, wo die Bronzezeit rechten Fuß faßte, suchte man bald auch im Lande selbst eigene Bronzen herzustellen. Dazu aber mußte mindestens das Zinn in rohem Zustande von fern hergeholt werden. Vielfach ist auch schon das Kupfer, das häufiger, aber doch auch nicht immer so bequem vorkam, als Handelsstoff vertrieben worden. Sein Name (von *aes cyprium*, zypriisches Erz) lokalisierte es in der Antike bei der kupferreichen Insel Zypern, deren Name selber aber wieder auf ein noch älteres orientalisches Wort für Kupfer zurückzugehen scheint. Jedenfalls sehen wir noch in der historischen Zeit (die, wie gesagt, bei Homer noch der reinen Bronzeperiode recht nahe ist) besondere „Zinnfahrten“ rege im Gange. Die Phönizier holten das kostbare Zinnmetall für ihren Ostwinkel des Mittelmeeres aus Spanien (wo eine kleine Zinninsel lag), ja dem fernen England selbst. Ähnliche Dinge müssen aber viel weiter noch zurückgreifen. Solcher Handel, einmal durch eine Notwendigkeit der frühen Metallzeit ins Leben gerufen, mochte dann noch mancherlei Nebenfolgen haben. Völker, die schon eigene Kupferbenutzung hatten, übermittelte er das Zinn dazu; Leuten, die in irgendeinem Winkel überhaupt noch keine Metalle kennen gelernt hatten, brachte er wohl auch gleich die Bronzezeit als ihre erste Metallperiode.

Das jetzt ist der Rahmen, in den sich unser Pfahlbautenbild für diese Epoche sehr gut einfügt. In mehreren Pfahlstationen, die sonst ihrem ganzen Wesen nach noch echte Steinzeitkultur bewahren, tauchen plötzlich einzelne Sachen aus reinem Kupfer auf. Noch nicht Bronze, sondern bloß Kupfer! Da ist Binetz (Zenil), eine der 20 Pfahlstationen des Vieler Sees. Anfang der achtziger Jahre wurde im Strandgelände ein Abzugsgraben

eingeleitet und man kam auf Pfähle mit Kulturschicht — also die gewöhnliche Entdeckungsgeschichte. Die Station erwies sich noch als sehr reich an schönem Feuersteinmaterial. Durchbohrte Steine und Bohrzapfen wiesen aber auf Höhe der Steintechnik. Die Töpfe zeigten hübsche, schon vorgeschrittenere Muster. Plötzlich nun, zum Staunen aller Forscher damals, dazwischen ungefähr hundert reine Kupfergegenstände. Zuerst Schmuckfaden: eine Spirale für einen schönen Hals, medaillon- oder amulettartige Gehänge mit Trageloch, ein Kollier von 45 Kupferperlen. Dann kleine kupferne Waffen und Werkzeuge, Dolche und Messer, Meißel und Ähnen. Viktor Groß in seinem schönen Silberwerk über die Protohelvetier hat ihnen eine vorzügliche Tafel gewidmet. Allmählich sollten sich bestätigende Kupferfunde auch in mehreren anderen Stationen zeigen: so in Lüscherz (Locras) ein mächtiges beilartiges Gebilde aus Reinkupfer, das wie irgendein Schaustück oder auch ein beilförmiger Rohbarren aussieht, anderswo auch kleinere echte Beile. Wenn man etwa von der Schmuckspirale absteht, so ist an den Sachen durchweg verblüffend auffällig, wie sehr sie im roten Metall doch noch die alten gangbaren Steinmodelle geradezu slavisch treu nachahmen. In der Schweiz kommt hier und da, wenn auch nicht eben auffällig, Naturkupfer vor. Wer also den Urschweizern die unabhängige Erfindung wenigstens der einfachsten, noch rein auf Kupfer beschränkten Metalltechnik zuschreiben geneigt ist, kann sie hier noch ohne Handel an ein Landesprodukt anknüpfen lassen. Ich denke mir als wahrscheinlich, daß sie zuerst eine solche Schmuckspirale oder Kette gelegentlich eingetauscht haben, als fabriziert in Gegenden Europas, wo das Kupfer noch stärker sich aufgedrängt hatte und zunächst zu allerhand Spielereien benutzt worden war. Dann haben sie als praktische Leute aber selber mit dem neuen Stoff auf Waffen- und Werkzeugtechnik hin experimentiert, sei es jetzt mit eigenem Landeskupfer oder auch noch mit roh (wofür jener Barren sprechen könnte) eingeführtem Material. Dabei legten sie ihre alten Steinmodelle naturgemäß zugrunde. Die Ähnlichkeit mit solchen, die direkt im Pfahlbau daneben liegen, spricht jedenfalls schon für eigenes Metallgießen im Lande noch auf dieser Kupferstufe. Dazu aber haben wir als noch näheren Beweis tönernen Gußlöffel, die mehrfach vorkommen und, wie es scheint, bis in diese Zeit zurückgehen. Daß es wirklich Gußlöffel sind, zeigt die ganze Art, vor allem aber auch das anlebende Schmelzmetall. In dem mittelsten jener drei aufeinander folgenden Dörfer des Kobenhäuser Moors ist neben lauter Steinzeitkultur nur ein einziges Metallmesserchen gefunden worden, und zwar ein kupfernes. Unter den Gußlöffeln dieser Stelle aber ist mindestens einer, mit dem reines Kupfer gegossen worden ist. Schließlich werden die guten Leute aber doch hier wie anderswo nicht viel Freude an ihrer reinen Kupferteknik erlebt haben, und der wahre Aufschwung kam erst, als der erste Händler als „Allerneuestes“ eine Bronzesache vorwies.

Diesmal muß nämlich unbedingt einer die Sache erst „gebracht“ haben, da Zinn in der Schweiz schlechterdings nicht vorkommt. Die Bronzebereitung können die Vorhelvetier bei noch so viel Schläue nicht daheim entdeckt haben, denn sie wohnten, mineralologisch gesprochen, nicht auf einer der paar europäischen „Zinninseln“. Wir haben schon früher einmal von solchen Handelsmöglichkeiten gesprochen. In der Epoche des Pfahlbautums, vor der wir jetzt stehen, ist über ihre sogar sehr nachdrücklich betriebene Ausnutzung kein Zweifel mehr möglich. Für die ganze Bronzezeit hat man aus vielerlei Landfunden die Gewißheit, daß der Verkehr über das Schweizer Land hinaus nicht mehr bloß die Wasserstraßen benutzte, sondern schon über die großen Alpenpässe ging, z. B. den St. Bernhard; kein Wunder, daß Hannibal und die Römer später hier schon vorgezeichnete Pfade fanden. In mehreren Pfahlstationen sind kleine, gleichförmige Metallringe, einmal hundert beisammen, einmal viele in einem größeren, wie Schlüssel im Bund, gefunden worden. Wenn man an das „Ringgeld“ der alten Autoren und Sagen (Cäsar, Beowulf, Siegfriedmythe) denkt, so bleibt kein Bedenken, daß man auf die Zahlmünze sieht, die damals schon im Umlauf war. Wenn keine Spur in dem vollständigen Inventar aller Pfahlbausammlungen auf einheimische Glasindustrie deutet und doch in allen Bronzezeitstationen blauweiß gestreifte und grüne Glasperlen in Menge als Schmuckbestandteile liegen, so ahnt man auch, was für solche Ringe von jungen Liebhabern, die ihre Mädchen gewinnen wollten, erhandelt worden ist. In diese Reihe trat nun aber auch die Bronze, zuerst wohl in schon verarbeiteter Ganzform, bald aber ebenfalls in ihren Rohteilen, als Zinn und Kupfer.

So viel Kupfer wie die aufblühende Bronzeindustrie auch hier im Schweizerwinkel bald nötig gehabt hat, hat die Schweiz selber bestimmt nicht mehr liefern zu können, auch da muß schon eingeführt worden sein. Vollends aber von außen kam, wie gesagt, das gesamte Zinn. Denn das ließen sich die Leute auch diesmal nicht nehmen: alsbald in eine flotte eigene Gußtechnik auch vor diesem goldig schimmernden Doppelstoff einzutreten.

Am Vieler See liegt Mörigen. Es hat, wie so viele heutige Seedörfer, zwei Pfahlbausstationen, eine steinzeitliche nahe dem Ufer, weit im See aber eine größere bronzezeitliche. Man versteht wohl diesen Wechsel. Einerseits gab die Metalltechnik größere Bewegungsfreiheit: man durfte es mit ihr wagen, auch viel weiter in den offenen See hinein die kühne Pfahlburg zu

gründen; andererseits war der metallfrohe Pfahlbauer (Pfahlstädter durfte man vor der Größe seiner Ansiedlungen jetzt schon fast sagen) inzwischen ein reicher Besitzer geworden, der bei Geld und Gut saß und seine Seefestung also gewiß gern so unzugänglich wie möglich anlegte. Als man die Juragewässer im 19. Jahrhundert künstlich regulierte, lag aber auch diese entlegene Pfahlstadt von Mörigen zeitweise ganz trocken und konnte systematisch ausgeforscht werden. Und da fand man nicht bloß die schönste Bronzezeitur selbst, in allen glänzenden Schaustücken dessen, was ihre kühnste Technik sich geleistet hatte, sondern man hob die Geheimnisse einer ganzen Bronze-Gußwerkstätte.

Schon beim Feuerstein ist erwähnt, daß die einzelnen Stationen sich von früh an vielfach in die Arbeit geteilt und jede eine Art speziellen Fabrikbetriebs durchgeführt hatten, wo der Bedarf im großen für die anderen mit gedeckt wurde. Auf eine solche Fabrik für Bronzewaffen und Bronzeschmud war man nun auch hier gestoßen. Sie lag im Pfahlbau selbst; andere sind auch auf dem Lande mehrfach für die Bronzeschweiß nachgewiesen. Groß, der zu den verbudlichsten Pfahlbauforschern gehört, konnte aus verschiedenen Fundorten schließlich das ganze Betriebsinventar wieder zusammenstellen. Es zeigten sich die Schmelztiegel, aus Ton gefertigt, mit den unerkennbaren Spuren ihres Gebrauchs. Dabei lag in Mörigen ein tönerner Trichter und eine Art Retorte, der man ansah, was für einer Glut sie ausgefetzt gewesen sein muß. Zerbrochene Sachen zum Wiedereinschmelzen, Späne und Abfälle fehlten nicht, auch nicht Gußklumpen gediegenen Metalls. Ein Barren Zinn in der Pfahlstation Aubernier trug noch einen Aufhänger aus Bronze, der wohl beim Transport gedient hatte. Am sinnfälligsten zur Sache aber sind die zahlreichen Gußformen selbst. In drei Stoffen kommen sie vor: Sandstein, Ton und Bronze. Nicht bloß das eine oder andere landeseigentümliche Lieblingsinstrument ist damit gegossen worden, sondern geradezu alles und jedes, was sich als fertiges Bronzewerk in den Stationen findet, die krumme Sichel wie das schöne lange Schwert, der Hammer wie die Nadel, der Ring wie das Schmudgehänge. Fachleute haben den hohen Stand der Technik nicht genug bewundern können. „Daß Gebläsevorrichtungen in den Gießereien vorhanden waren, darf wohl als sicher angenommen werden. Durch Hämmern und geeignete Behandlung beim Abkühlen der Bronze wurde diese gehärtet. Das zahlreiche und feine Handwerksgerät beweist, daß beim Grabieren und Stanzen der Bronzen kunstfertige Hände beschäftigt wurden. Das Löten scheint den Bewohnern der Schweiz zur Bronzezeit unbekannt gewesen zu sein, aber sie wußten sich zu helfen. War z. B. eine Nadel abgebrochen, so wurden die beiden Bruchstellen mit Bronze umgossen. Bei einer Schmudnadel mit trichterförmigem Kopf verband man diesen mit der Nadel, indem man Blei (oder Zinn?) in den Grund des Trichters goß und so die zuvor eingesteckte Nadel befestigte. Welch hohen Wert die Bronze besaß, ersieht man aus den vielen reparierten Stücken.

Was solche Gießerei beständig in Masse schuf, das wurde aber dann von umherziehenden Leuten weithin in die Dörfer vertrieben. In Sennwald bei St. Gallen ist es geradezu, als sei man noch auf den Vorrat eines solchen Fabrikvertreters geraten: mehr als sechzig nie gebrauchte Bronzebeile vom Typus der Genfer Seestationen, alle einander genau gleich, fanden sich dort an ein und dem nämlichen Fleck beisammen.

Kindermund.

Von Honoré Balzac.

Seiner großen deutschen Ausgabe von Balzacs wichtigsten Meisterwerken reißt der Inselverlag auch die genialste, kühnste und künstlerisch vielleicht reifste Dichtung des „Vaters des modernen Romans“ ein, die prachtvolle Novellenammlung der „Contes drôlatiques“, die in der ausgezeichneten Uebersetzung von Benno Müllenaer demnächst erscheinen wird. Aus dem Geist der kraftstrotzenden und sinnlich freien französischen Renaissance ist dieses Werk geboren; des Meisters Franziskus Rabelais tolle lachende Laune, sein scharfer äppiger Witz feiern hier die fröhlichste Auferstehung. Es ist schier unbegreiflich, wie ein Sohn des 19. Jahrhunderts, der für seine Zeit das schärfste Auge und das feinste Empfinden besaß, sich sogleich so völlig in Anschauung und Stil einer ferneren Vergangenheit hineinleben und die freie übermütige Souveränität in der Gestaltung der Stoffe bewahren konnte. Diese merkwürdigen, ausgelassenen tollen und tödlich bunten Schöpfungen einer überreichen Phantasie, Juwelen einer echt gallischen, frech graziösen und naiv derben Fabulierkunst, überschreiten zwar auf jeder Seite die Grenzen der Wohlstandigkeit und Dezenz, erzählen von der Lust und dem Rausche der Sinnlichkeit mit der unbesangenen Natürlichkeit eines Aristophanes oder Rubens, aber sie werden durch den Glanz der Darstellung und die Reinheit der altertümelnden Form in die Sphäre der hohen Kunst gehoben; sie sind die erste üppige Frucht des Balzacischen Genies. Die Töne, die der Franzose hier angeschlagen, sind einzigartig in ihrem lecken Jubel und ihrer bacchantischen Wildheit. Aber sie sind in ihrem feinsten historischen Gefühl, ihrer Blut der Seelenmalerei, dem psychologischen Tiefinn und der übermütigen Ironie doch nahe verwandt mit den Klängen, die wir in einigen Dichtungen Gottfried Kellers, den

„Sieben Legenden“ oder der Erzählung vom Meretlein aus dem „grünen Heinrich“, vernehmen.

Im Folgenden geben wir eine kleine Geschichte wieder, die in der köstlichen Parteit und Grazie des Stils Balzac von seiner besten und naivsten Seite zeigt — ein Lob und Preis der Kinder. Dr. P. L.

Kindermund.

Nicht die vielgerühmten Heldenlieder göttlicher Sänger, nicht die schönste Musik, nicht die stolzeiten Schlösser, blühenden Schildereien und Wälder der Heiligen und der Könige, kühn aus Stein gehauen, auch nicht die weihbewimpelten Schiffe auf dem blauen Meer sind das Schönste, was der Mensch hervorbringt: von allem was vom Menschen kommt, das Schönste sind die Kinder. Und sie sind es so lange, als sie eben Kinder sind. Denn danach werden sie Mann und Weib, werden die gleichen Tölpel wie die Alten, nehmen Vernunft an, und bei Gott, sind kaum mehr wert, was sie gekostet haben. Die Schlimmsten sind noch die Vesten. Aber betrachtet einmal die Kleinen, wie sie anmutsvoll spielen mit allem, was ihnen in die Hände kommt, mit einem Werkzeug, das sie sich vom Brett holen, mit einem alten Schuh; betrachtet, wie sie das, was sie satt bekommen, liegen lassen und nach dem schreien, was sie haben wollen, wie sie überall Zudertwerk und Eingemachtes erschnüffeln, wie sie an einem Backwerk knuspern und immer aufgelegt sind zum Lachen und Lachen, sobald nur ihre Zähne hervorbrechen. Betrachtet sie und ihr werdet zugeben müssen, daß sie einfach entzückend sind. Sie sind Blüte und Frucht zugleich, Frucht der Liebe und Blüte des Lebens. Nichts Heiligeres und Köstlicheres als ihre Einfälle und ihre Art, sich auszudrücken, so lange sie noch nicht von Altklugheit angesteckt sind und ihr Geist sich nicht in der Subtilität des Lebens beschmüzt hat. Die höchste geistige Armut könnt ihr bei ihnen lernen. Kein Erwachsener, das ist so wahr wie die doppelte Verdauung eines Ochsen, wird ihnen das je gleich tun. Die Naivität der Großen ist durch die Vernunft immer mehr oder weniger verdorben, die Naivität der Kinder ist rein und lauter wie die heilige Natur. Ihr könnt das aus folgendem ersehen:

Die Königin Kathrein war damals noch Frau Kronprinzessin, und um sich ihrem Schwiegerater, dem König, dem es schon recht schlecht ging, angenehm zu machen, schenkte sie ihm von Zeit zu Zeit eine italienische Malerei, da sie wohl wußte, wie sehr er sie liebte, der einst der Freund des Meisters Rafael von Urbino und des großen Leonhard von Wintzchi gewesen war, denen er namhafte Summen zugewendet hat. Und so erhielt sie von ihrer Familie, die die vorzüglichsten dieser Werke besaß, da ihr Vater, der Herzog Medici, damals der Herr von Toskana war, eine äußerst kostbare Schildei, die ein Venezianer namens Meister Tizian gemalt hatte, der Hofmaler des Kaisers Karl, der ihn über alles schätzte. Auf dieser Tafel waren Adam und Eva abgebildet, wie Gott sie im Paradiese erschaffen hatte, in Lebensgröße und im Kostüm ihrer Zeit, worüber kein Zweifel bestehen kann; nämlich sie waren bekleidet mit ihrer Unschuld und umhüllt mit dem Wohlgefallen Gottes, was sehr schwer nachzubilden ist, besonders mit Farben, worin aber der genannte Meister Tizian sich in hohem Grad auszeichnete. Dieses Gemälde wurde in dem Zimmer des armen Königs aufgehängt, der von der Krankheit, an der er später starb, schon damals sehr geplagt wurde, und war am ganzen Hofe viel des Redens von dem genannten farbigen Schilderwerk, also daß ein jeder es gern gesehen hätte. Doch dieser Wunsch ward auch nicht einem einzigen erfüllt, so lange der König lebte, der das Bild immer in seiner Schlafkammer behielt.

Eines Tages brachte die Kronprinzessin ihren Sohn Franz und die kleine Gret zum König, die gerade anfangen, wie Kinder ihres Alters, alles herauszuschwägen, was ihnen in den Sinn kam. Sie hatten hier und da etwas davon aufgeschmupft, wenn von den genannten Abbildungen Adams und Evas die Rede war, und verhehlten nicht ihre Neugierde, etwas zu sehen, wovon jedermann sprach. Da nun ohnedies die Gegenwart der Kinder den König oft schon erheitert hatte, gab die Mutter ihrem Drängen nach und führte sie hin.

„Ihr wolltet Adam und Eva sehen, die unsere ersten Eltern waren.“ sagte sie. „Hier sind sie.“

Damit ließ sie die beiden Kinder, die große Augen machten, vor die Malerei des Meisters Tizian und setzte sich an das Krankenbett des Königs, dessen Miene sich aufheiterte beim Anblick seiner Enkel.

„Du“, sagte der zehnjährige Franz, indem er die Bret am Armel zupfte, „wer ist nun der Adam von den beiden?“

„Du bist recht dumm“, erwiderte die Kleine, „um das sagen zu können, müßten sie erst Kleider anhaben.“

Diese Antwort entzückte den König über alles, und die Frau Kathrein berichtete sie in einem Briefe nach Florenz, und da sie bis jetzt von keinem Gelehrten ans Licht gezogen wurde, möge sie, einer seltenen Blüte gleich, still in einem Winkel dieser Geschichte stehen, obwohl sie bei Gott wenig damit gemein hat und wir auch keine andere Lehre daraus ziehen können als die, daß wir erst fleißig für Kinder sorgen müssen, wenn wir aus ihrem Munde so schöne Worte hören wollen.

(Kadabra verboten.)

Vom „großen Sommer“ 1911.

Von Dr. R. Hennig (Berlin).

Der Sommer 1911, den wir soeben durchlebt haben, gehört zweifellos zu denen, die Jahrzehnte lang im Gedächtnis der Menschen haften werden, und noch spätere Geschlechter werden vielleicht von „Anno Elf“ als von einer Absonderlichkeit ersten Ranges sprechen; denn eine jahrhundertelange Erfahrung lehrt, daß die Erinnerung an sehr heiße und dürre Sommer, ebenso wie die an sehr strenge Winter, merkwürdig lange im Volke lebendig bleibt und in einigen wenigen ganz besonderen Fällen sogar Jahrhunderte dauert. Was dem jüngsten Sommer sein charakteristisches Gepräge gab, ist allbekannt. Die Hitze zwar war, wenn man nur die erreichten Höchstwerte in Betracht zieht, noch nicht als extrem zu bezeichnen; in Deutschland scheint eine Schattentemperatur von 37 bis 38 Grad Celsius, die ja an sich auch schon eine seltene Erscheinung ist, nirgends überschritten worden zu sein, und an den weitaus meisten Orten, darunter auch in der Reichshauptstadt Berlin, die sonst gern zu sehr hohen Hitzegraden neigt, haben sich die höchsten zuverlässig beobachteten Thermometerstände im Schatten sogar dauernd unter 35 Grad Celsius gehalten (die sensationsreichen Zeitungstelegramme, die von beispiellosen Hitzegraden zu berichten wußten, die von 45 Grad Schattentemperaturen in London, von 48 Grad in Meran, von 50 Grad in Prag usw. meldeten, sind rundweg ins Reich der Fabel zu verweisen und zweifellos durchweg um etwa 15 Grad zu erniedrigen). Was aber den Sommer so einzigartig machte, war einmal die merkwürdig lange Dauer der heißen Witterung, die, wie statistisch festzustellen ist, seit vollen 77 Jahren, d. h. seit 1834, dem heißesten Sommer des 19. Jahrhunderts, ohne Beispiel war, und andererseits die fürchterliche Dürre, die geradezu den Charakter einer Katastrophe trug und noch lange ihre unheilvollen Nachwirkungen geltend machen wird. Die Fülle von Sonnenschein zumal, die sich bereits seit Mitte April — der Anfang der Dürre-Epoche läßt sich genau datieren, auf Karfreitag, den 14. April! — über Deutschland und überhaupt über Mitteleuropa ergossen hat, darf man rundweg als beispiellos bezeichnen; ein Juli mit weit über 300 Stunden Sonnenschein, wie sie jetzt an zahlreichen Orten Zentraluropas zur Beobachtung gelangt sind, kommt sonst wohl in tropischen und subtropischen Wüsten- und Steppengebieten vor, ist aber in unserem mitteleuropäischen Klima rundweg unerhört! Eine natürliche Folge der großen Dürre und Hitze waren selbstverständlich auch die zahlreichen, zum Teil ungewöhnlich bedeutenden Waldbrände, die an Zahl, Umfang und Intensität bei uns seit Jahrzehnten nicht ihresgleichen gehabt haben und vielfach geradezu an nordamerikanische Verhältnisse erinnerten.

Solche extremen Vorkommnisse, die dem Menschen bedeutenden Schäden (oder aber auch bedeutenden Nutzen) zufügen, tragen zu meist dazu bei, die Witterung eines Jahres im Gedächtnis lebendig zu erhalten. Wenn wir einen Blick in alte Chroniken werfen, die noch nichts von genauen Temperaturbeobachtungen, Barometerständen, Niederschlagshöhen usw. wissen, und die zur Schilderung des Wettercharakters auf äußere Wirkungen und Tatsachen angewiesen sind, so sehen wir, daß die besonders schädlichen und die besonders nützlichen Jahre, die Jahre mit sehr schlechten und sehr guten Ernten usw. sich stets besonders liebevoller Erörterung erfreuen. Um dann das Absonderliche der jeweiligen Witterung mit recht kräftigen Farben hervorzuheben, wird es dabei mit der absoluten Wahrheit nicht immer allzu genau genommen; man muß den Berichten der alten Chroniken zumeist mit großer Vorsicht gegenüberstehen. Wir haben es ja in den letzten Monaten zur Genüge erfahren, welche Kapriolen eine überreizte Phantasie gutgläubig auf dem Gebiet der Wetterschilderung zu schlagen vermag! Die einander überbietenden Hitzegrade, die von allen Seiten gemeldet wurden, und die uns zu gut neun Zehnteln Temperaturen, die von der Sonnenstrahlung mehr oder weniger stark beeinflusst waren, als „Schatten“-Temperaturen vorsehen wollten; die Meldung, daß in irgendeinem Orte Englands (des so kühlen Englands!) durch die „ungeheure“ Sonnenglut ein Vogelneßt Feuer gefangen und eine ganze Schule in Brand gesetzt habe; die Nachricht, daß in Wünnigen an der Mosel und an anderen Orten die Äpfel an den Bäumen in der Sonnenhitze „gebraten“ worden seien — diese und manche ähnlichen Blüten einer sensationslüsternen Kritikalität, die man in den letzten Wochen massenhaft in den Zeitungsdepeschen aufgetischt erhielt, konnten zur Genüge beweisen, wie ungemüß vorzüglich man ähnliche Latarennachrichten in alten Wetterchroniken bewerten muß! Wenn uns von einem Sommer (1232) berichtet wird, er sei so heiß gewesen, daß man Eier habe im Sande kochen können, wenn uns von einem anderen Jahr (1473) erzählt wird, es sei so dürr gewesen, daß es sechs oder sieben Monate lang überhaupt nicht geregnet habe, oder wenn es von einem harten Winter (822/3) heißt, die Schneedecke sei sechs Monate lang nicht geschmolzen, so können wir als erwiesen betrachten, daß ein sehr heißer Sommer, eine sehr große Dürre, ein sehr langer und schneereicher Winter stattgefunden haben, müssen uns aber bei solchen, die vorliegenden Meldungen wörtlich zu nehmen. Dem.

der alte Wetterchroniken studiert, kommt es so vor, als ob früher sehr viel heißere und dürrere Sommer, sehr viel strengere und schneereichere Winter häufig vorliefen, als sie die letzten zwei Jahrhunderte gebracht haben, aus denen wir zahlenmäßige Beobachtungen besitzen. Dieser Vorstellung muß im großen und ganzen entgegengetreten werden, wenn vielleicht auch das eine oder andere Extremjahr ein wenig über die Verhältnisse hinausging, welche die abnormsten Wettervorgänge der letzten 100 oder 200 Jahre gebracht haben. Hätte uns der gegenwärtige Sommer nicht ganz genaue zahlenmäßige Beobachtungen an allen meteorologischen Stationen beschert, wäre ein künftiger Wetterchronist zur Beurteilung auf die Sensationsmeldungen der Zeitungskorrespondenten und Telegraphenagenturen angewiesen, die in bezug auf Glaubwürdigkeit mit den alten Chroniken wohl auf ziemlich genau der gleichen Stufe stehen werden, so möchten wohl über den Sommer 1911 die absonderlichsten Ungeheuerlichkeiten in künftigen Aufsätzen über heiße Sommer der Vergangenheit zu lesen sein.

Wenn man somit auch auf Einzelheiten wenig Wert legen darf, die über Witterungseigentümlichkeiten früherer Jahre berichtet werden, und wenn man sich auch erst seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in der die zahlenmäßigen Aufzeichnungen einzelner Witterungsfaktoren beginnen, eine leidlich verlässliche Vorstellung vom Charakter der Jahreszeiten zu bilden vermag, so ist es doch im großen und ganzen recht wohl möglich, zu beurteilen, welche Jahre in längstvergangenen Zeiten sich durch extreme Witterung im allgemeinen, durch eine dem diesjährigen Sommer ähnliche im besonderen ausgezeichnet haben. Die Chroniken wissen uns von zwei „großen Sommern“ zu erzählen, die man in der Schweiz rundweg als den „alten heißen Sommer“ und den „neuen heißen Sommer“ unterschied, obwohl sie voneinander um nicht weniger als 153 Jahre getrennt waren. Diese beiden Sommer brachten die Jahre 1387 und 1540, deren ungeheure Hitze und Dürre als etwas ganz Beispielloses empfunden wurde, obwohl die Meldungen von sehr heißen Sommern auch sonst nicht gerade spärlich fließen. Zumal den letztgenannten Sommer von 1540 können wir ziemlich unbedenklich, obwohl uns keinerlei Zahlenmaterial zur Verfügung steht, als den wahrscheinlich heißesten dieses Jahrtausends bezeichnen; in allen Teilen Mitteleuropas können die Chroniken sich nicht genug tun in der Beschreibung dieses ganz unerhört heißen Sommers. Bemerkenswert erscheint dabei, daß auch schon das Vorjahr 1539 sich durch nahezu ebenso große Hitze auszeichnete und daß ebenfalls der Sommer 1538 recht heiß gewesen sein muß. Auch sonst zeigt sich ein solches gruppenweises Auftreten der heißen (und ebenso der kalten und regnerischen) Sommer gar nicht selten, was man übrigens auch für die Prognose des nächsten Sommers 1912 im Auge behalten mag. — Mit dem Sommer 1540 kann sich allem Anschein nach ein anderer in bezug auf fürchterliche Hitze messen, der des Jahres 1000, des großen „Weltuntergangs“-Jahres, in dem die gesamte Christenheit den jüngsten Tag erwartete, so daß die damals herrschende Gluthitze gar manchem schon als Vorstudie zum Hegefeuer erschienen sein mag. Auch damals folgten zwei extrem heiße Sommer unmittelbar aufeinander, denn auch von der Hitze des Jahres 999 sind bereits sehr merkwürdige Meldungen überliefert. Ein ebenfalls außergewöhnlich heißer Sommer, der es vielleicht mit den Jahren 1000, 1387 und 1540 nicht ganz aufnehmen konnte, der aber in bezug auf nahezu vollkommene Dürre überhaupt nicht seines gleichen gehabt zu haben scheint, war der des Jahres 1473, in dem an den meisten Orten Mitteleuropas vom Februar bis in den September eine mehr oder weniger vollständige Trockenheit geherrscht haben soll. Auch ungeheure Waldbrände sollen damals, wie übrigens auch in anderen sehr heißen und dürreren Jahren, gewütet haben; vom Jahre 1473 heißt es z. B., der Böhmerwald habe Monate lang in Flammen gestanden.

In der neueren Zeit, aus der uns zahlenmäßige Beobachtungen vorliegen, kann man mit hoher Bestimmtheit als den heißesten Sommer den des Jahres 1757 bezeichnen, in dem es besonders der Monat Juli auf eine Mitteltemperatur brachte, die der Julitemperatur 1911 noch um fast 4 Grad Celsius überlegen war. An zweiter Stelle sind der langdauernde und gleichmäßig heiße Sommer 1775 und der heißeste Sommer des 19. Jahrhunderts, 1834, zu nennen, dessen Juli ebenfalls den Juli 1911 im Mittel noch um volle 3 Grad übertraf. Sehr heiße oder langdauernde Sommer gab es im 19. und 20. Jahrhundert außerdem noch in den Jahren 1807, 1811, 1819, 1826, 1857, 1859, 1865, 1868, 1874, 1895, 1900 und 1901. Sie haben gar manchen Hitzemonat gebracht, der dem diesjährigen Juli und August gleichsam oder überlegen war. Um nämlich den Sommer 1911 richtig einzuschätzen, muß man berücksichtigen, daß die große Dauerhitze erst verhältnismäßig spät, am 22. Juli, begann, während vorher zwar auch zumeist sehr schönes, aber doch nur mäßig warmes, normales und zeitweilig selbst etwas kühles Wetter an der Herrschaft war. Was den Sommer 1911 aber so einzigartig gemacht hat und was durchaus ohne Beispiel in den letzten Jahrzehnten gewesen ist, das war nicht einmal so sehr die Hitze, als die ganz unerhörte Dürre, die damit im Zusammenhang stehende abnorm geringe Bewölkung und die an afrikanische Wüstenverhältnisse gemahnende, bei uns noch nie dagewesene Fülle von sommerlichem Sonnenschein!

Berantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag:

Vorwärts-Druckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.